

Predigt im Gottesdienst zum Sonntag Okuli (15. März 2020) in der Ev. Christuskirchengemeinde Bad Vilbel
zum Thema: „**Augen auf!**“ (Lk 9,57-62) von Pfr. Ingo Schütz

Liebe Gemeinde,

das Virus breitet sich aus. Vom chinesischen Wuhan trotz massiver Quarantäne-Maßnahmen über das ganze Land und von dort aus in der ganzen Welt, in fast allen Ländern dieser Erde. Europa, Amerika, Afrika, selbst im Vatikanstaat verzeichnet das Robert-Koch-Institut bestätigte Infektionsfälle. Und eben auch in Deutschland. Erst in Nordrhein-Westfalen, wo die Ansteckung von einer fröhlichen Faschingsfeier ausgegangen sein soll, dann in allen Bundesländern, auch durch Heimkehrer aus dem entspannten Skiurlaub in Südtirol oder anderen Orten in Italien, dem Land, das in unserer Nachbarschaft besonders gebeutelt ist. Schließlich: Hessen, Wetterau, Bad Vilbel, auch in unserer Stadt gibt es Verdachtsfälle, vielleicht sind sie inzwischen bestätigt, es wäre nur eine Frage der Zeit.

Das Virus ist in unser aller Köpfe und bewegt unser aller Herzen. Auch, weil es medial dramatisch aufbereitet wird als globale Pandemie, und weil es eine Herausforderung darstellt, wie es sie in der Gegenwart scheinbar noch nicht gegeben hat. Dabei ist diese akute Krise nicht einmal die einzige Krise, der wir uns als Gesellschaft in unserer Stadt und weltweit gegenüber sehen. Unmittelbar vor Corona sind die Zustände in den Flüchtlingslagern auf den griechischen Inseln neu in unser Bewusstsein gerückt, verbunden mit der Information, dass die türkischen Grenzen in Richtung EU geöffnet seien, und damit die Flüchtlingskrise, die seit fünf Jahren ein Thema ist, das wir zwischendurch so gerne vergessen hätten, auch wenn es in Wirklichkeit nichts von seiner Dramatik verloren hat. Und selbst dieses Drama überlagert nur den militärischen Konflikt, der sich in Syrien anbahnt, wo Russland und die Türkei in einem brutalen und seit Jahren andauernden Bürgerkrieg ihre eigenen Interessen durchsetzen wollen. Der Krieg in Syrien überlagert seinerseits den erschreckenden Rechtsruck in der Gesellschaft, wo die AfD, deren „Flügel“ nun vom Verfassungsgericht als rechtsextremistisch bezeichnet wurde, eine „Leimspur legen“ kann und die demokratischen Parteien gegeneinander ausspielt, indem sie den Kandidaten der 5-Prozent-Partei FDP zum Ministerpräsidenten in Thüringen wählt, was für ein schwarzer Tag für die Demokratie! Und auch das verdrängt nur die mediale Aufmerksamkeit für die Klimakatastrophe, auf die wir unseren Planeten unweigerlich zutaumeln lassen...

Eine Freundin sagte mir schon vor Jahren konsequent, und ich kenne den Satz auch aus vielen Gesprächen mit Senioren: „Wenn im Radio oder Fernsehen die Nachrichten kommen, schalte ich sofort ab. Ich will nicht wissen, was los ist. Es gibt zu viel Elend in unserer Welt – und ob ich davon weiß oder nicht, ich kann nichts dagegen tun.“ Wir können nichts dagegen tun. Das ist das entscheidende Problem, und das ist es auch, was uns an die Nieren geht, beim Klima, bei der Migration, bei Corona noch ungleich viel mehr als bei den militärischen Krisen, bei denen wir uns einreden können, dass sich da schon jemand kompetent drum kümmern könnte. Hier geht es um Krisen, gegen die wir nichts tun können, wie selbst die Kanzlerin sagt. Aber das ist nur zum Teil so. Und diese meine Behauptung hängt mit dem Wort „Krise“ selbst zusammen.

Abgeleitet ist es vom Griechischen Wort *κρίσις* (*krisis*), das so viel wie „Entscheidung“ bedeutet. In der Theatertheorie gibt es in jedem Stück einen Moment der Krisis, einen Moment der Entscheidung, der dann zu einer Lösung eines Konflikts, zur Abwendung einer Katastrophe, zur Überwindung eines Dilemmas führt. Scheinbar, indem eine Handlung ergriffen wird. Zuvor aber, indem eine Entscheidung getroffen wird über die innere Einstellung, über die eigenen Werte, über die Art und Weise, wie und mit welchem Blick jemand auf eine Situation schaut. Auch in den biblischen Erzählungen, in denen es von Krisen und damit von sich anbahnenden Katastrophen und der damit verbundenen Notwendigkeit, sich zu entscheiden, nur so wimmelt, kommt das zum Ausdruck: David steht einem übermächtigen Goliath gegenüber – es ist zum Verzweifeln. Die Israeliten fliehen aus Ägypten und treffen auf das Rote Meer wie auf eine Mauer am Ende einer Sackgasse – keine Rettung ist in Sicht. Ein Vater hat einen kranken Sohn und kann ihm nicht helfen – er ist mit seinen Kräften und seiner Kreativität am Ende. Und doch sind die Erzählungen, in denen sich Menschheitserfahrungen seit Jahrhunderten verdichten und in denen darum auch unsere Gegenwart zur Sprache kommt, nicht zu Ende: Im Moment der Krisis wird eine Entscheidung getroffen in Bezug auf die innere Einstellung, die eigenen Werte und die Art und Weise, wie und mit welchem Blick jemand auf die Situation schaut. Und das gilt nicht nur für die großen Krisen, sondern auch und insbesondere für die persönlichen Krisen, Krankheiten und Herausforderungen, mit denen wir immer wieder konfrontiert sind.

Dass die Geschichten in der Bibel auf ihre Weise gut ausgehen, das hängt mit dieser Krise, mit der inneren Entscheidung zusammen, mit dem Blickwinkel, der eingenommen wird – gerade dann, wenn es nicht in unseren Händen liegt, etwas gegen das zu tun, was bedrohlich auf uns zukommt. David verzweifelt nicht, sondern entscheidet sich, der Gefahr ins Auge zu sehen. So nimmt er den Gegner in den Blick und schätzt seine Größe richtig ab – der Bibel zufolge ist der Mann mit 2,47m unheimlich groß, aber eben doch nicht mehr als ein großer Mann, der durch einen kleinen Stein besiegt werden kann. Mose als Anführer der Israeliten ergibt sich nicht dem Schicksal und der vermeintlichen Rettungslosigkeit, sondern entscheidet sich darauf zu vertrauen, dass sich buchstäblich neue Wege öffnen, die vorher noch nicht sichtbar waren. Der Vater hat schon alles Menschenmögliche versucht um seinem Sohn zu helfen, aber er resigniert nicht, sondern entscheidet sich, seine Sorgen dem anzuvertrauen, der sagt: Bei mir ist nichts unmöglich. (Mt 19,26 u.ö.)

Eine Steinschleuder, ein trockener Weg durchs Rote Meer, die Bitte gegenüber Jesus: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Lk 9,24) – das sind die Handlungen, die der Krise, der inneren Entscheidung entspringen, das Richtige in den Blick zu nehmen. Und immer wieder wird in den biblischen Texten unterstrichen, dass wir manchmal nur die Augen aufmachen müssen, um zu

sehen, wie Gott bereits längst am Handeln ist: „Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?“, heißt es beim Propheten Jesaja. Darum ist es bei aller Notwendigkeit zu handeln und das zu tun, was uns möglich ist – größere Veranstaltungen, Konzerte und Freizeiten absagen, auf hygienische Maßnahmen achten, Solidarität und Unterstützung für Bedürftige nicht vergessen – auch und gerade für uns Christinnen und Christen wichtig, zuerst eine Krisis, eine innere Entscheidung zu treffen und den Blick zu fokussieren. So, wie es auch in dem für heute vorgesehenen Predigttext zum Ausdruck kommt: „Jesus sagt: Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.“ (Lk 9,62)

Ein harter Satz, den er einem Menschen entgegenschleudert, der ihm nachfolgen will, sich aber vorher von seinen Lieben verabschieden möchte. Und zugleich ein wahrer Satz, hinter der die Erfahrung aus dem bäuerlichen Leben steht: Um eine gerade Furche zu ziehen, muss der Blick immer voraus gerichtet sein auf einen festen Punkt, an dem man sich orientiert. Versuchen Sie mal in einem Acker eine gerade Reihe hinzubekommen, wenn sie nach hinten schauen – sie wird in jedem Fall krumm und schiefl! Und ebenso ist es mit unserem Leben, auch und gerade in Krisen, in den entscheidenden Lebensmomenten: Nur, wenn wir einen festen Punkt in den Blick nehmen, können wir zielsicher geradeaus gehen und erwarten, dass die drohenden Katastrophen durch unser Handeln oder auch angesichts unserer Ohnmacht abgewendet werden können. Darum: Krisis heißt „Entscheidung“, und wir entscheiden uns das Gute zu sehen, mit dem Gott uns im Leben umgibt und das er immer wieder auch in schweren Zeiten schafft und geschaffen hat – anstatt uns lähmen zu lassen durch das Gefühl, in unserer Welt wäre jede Rettung verloren. (Gott „ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir“, Apg 17,27f) Wir entscheiden uns nicht zu verzweifeln, sondern auch Herausforderungen anzunehmen und zu schultern, weil wir erfahren haben, dass Gott an unserer Seite steht und mit uns schultert, was zu tragen ist, so wie es heißt – ganz bewusst übrigens auch hier auf dem Friedhof: „Gott legt uns Lasten auf, aber er hilft uns auch.“ (Ps 68,20) Wir entscheiden uns daran zu glauben, dass wir neue Kraft bekommen werden auch dann, wenn wir uns im Augenblick einsam und verlassen fühlen. Denn „die auf den Herrn harren, die bekommen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler!“ (Jes 43,19) Gott hat das in unserem Leben, Gott hat das in der Geschichte immer wieder gezeigt und wird nicht ablassen von uns. Die Alternative hieße, zu verzweifeln, die Hoffnung aufzugeben, kraftlos zu verzagen. Das, liebe Gemeinde, ist für uns als Christinnen und Christen keine Option.

Und dann handeln wir. Besonnen, mutig, liebevoll und tatkräftig. Verzicht auf Veranstaltungen, halten den notwendigen Abstand, fragen nach bei denen, die sich nicht mehr auf die Straße trauen, ob wir ihnen etwas zu essen oder eine Rolle Klopapier vorbeibringen können, telefonieren und haben Gemeinschaft miteinander, von der Menschen eben auch leben.

Wie geht das? Wie behalten wir Hoffnung, Zutrauen und Kraft auch angesichts der großen Krisen unserer Zeit – und auch und insbesondere auch angesichts der persönlichen Krisen, Krankheiten und Herausforderungen? Drei Schritte möchte ich uns mit auf unseren weiteren Weg geben, die ich dem biblischen Zeugnis entnehme.

1. **Benenne, was dir Angst macht.** Im internationalen Kontext ist oft von „German Angst“ die Rede, weil dieses Wort wohl ein Spezifikum unserer Sprache ist. In anderen Kulturen kann man sich sehr wohl fürchten, aber die Furcht hat einen konkreten, benennbaren Gegenstand. Angst ist gegenstandslos und lässt sich deshalb so schwer bekämpfen. Sie ist wie ein Dämon, gegen den man kämpfen soll, ohne ihn auch nur genau zu sehen. Dagegen hilft es, die Angst zu benennen und zu einer konkreten „Furcht vor...“ zu machen. Wenn wir aussprechen können, was uns bewegt, haben wir es schon halb besiegt. Nicht umsonst verliert auch in der deutschen Märchenwelt das Rumpelstilzchen in dem Moment seine unheimliche Macht, in dem sein Name genannt wird.
2. **Ordne die Angst ein.** Wenn du sie benennen kannst, dann wird es dir auch möglich, sachlich darüber nachzudenken, welche Macht in dem steckt, was dich bewegt. Ein Tipp eines Freundes, der mich selbst seit vielen Jahren begleitet lautet: Überlege einmal, was das Schlimmste ist, was dir passieren kann angesichts dessen, was dich bewegt. Und dann siehst du vielleicht, dass auch dieses vermeintlich Schlimmste nicht so schlimm ist, dass man angesichts dessen verzweifeln müsste. Goliath war, wie gesagt, mit Sicherheit ein großer Mann. Aber mit 2,47m auch nicht so groß, dass es aussichtslos gewesen wäre, den Kampf als David mit ihm aufzunehmen.
3. **Vertraue es Gott an im Gebet.** Wenn du deine Angst und deine Sorgen benennen kannst, dann auch ihm gegenüber. Damit gibst du dir die Chance das Dunkel zu messen an dem Licht des Evangeliums – der frohen Botschaft von einem Gott, der uns Menschen nicht alleine lässt. „Ich bin das Licht der Welt“, sagt Jesus. „Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ (Joh 8,12) Bei ihm ist „die Quelle des Lebens, und in seinem Lichte sehen wir das Licht.“ (Ps 36,10) Und wenn die größte Macht des Universums auf unserer Seite steht, „wenn Gott für uns ist – wer kann gegen uns sein?“ (Röm 8,31)
4. **Blicke nach vorne auf den Sieger.** Jesus Christus ist der, in dem sich alles bündelt: Alle Angst und alle Sorgen, alle Leidenschaft und alle Hoffnung, alles Scheitern und aller Tod – und die Überwindung des Todes, die Auferstehung, die Macht des Lebens, das aus Gottes Händen kommt. Im 1. Korintherbrief vergleicht Paulus das Leben mit einem langen Lauf. Und auch dafür gilt, wie für die Ackerfurche aus dem Predigttext: Nur, wer auf einen festen Punkt nach vorne blickt, hat eine Chance, den Lauf souverän zu absolvieren. Kein Sportler würde bei einem langen Lauf nach hinten blicken. Er trifft immer wieder neu und erst recht in jeder Krise die Entscheidung, nach vorne zu schauen. Also, Augen auf: Lasst uns auf Christus blicken, an dem sich Gottes Liebe und seine Macht ein für alle Mal erwiesen haben. Das Leben, das er schenkt, ist stärker, als alles, was uns Angst macht.

Zum Schluss möchte ich beten. Gott, jetzt in diesen Zeiten, wo Ungewissheit uns umtreibt vor dem Virus, das sich ausbreitet... Guter Gott, wir wollen daran denken, dass du von Urzeiten her – deine Hand über uns hältst. Amen.